

Umriss einer Soziologie des Postsozialen¹

Karin Knorr Cetina

Die Soziologie des Postsozialen unternimmt den Versuch, ein tiefergehendes Verständnis gegenwärtiger Veränderungen sozialer Formen und von Sozialität im Allgemeinen zu entwickeln. Grundsätzlich geht es postsozialer Theorie um die Analyse von und Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Kontexten, in denen bisherige soziale Prinzipien und Strukturen ausgehöhlt werden und andere Elemente und Verhältnisse an deren Stelle treten. Auch wenn Menschen von Natur aus soziale Wesen sind, die Formen ihrer Sozialität unterliegen historischen Veränderungen, die in Perioden kumulativer historischer Übergänge besonders hervortreten. Der Begriff *postsozial* wirft dabei Licht auf Transformationsvorgänge, welche die bisherigen Kernkonzepte menschlicher Interaktion und Solidarität in Frage stellen und die gegenüber früheren Formen hoher Sozialität auf mehr begrenzte soziale Formen und alternative Bindungsformen verweisen. Postsoziale Entwicklungen werden von Veränderungen in der Struktur des Selbst gestützt. Zu ihrer Analyse müssen Modelle herangezogen werden, die über die Mead'schen und Freud'schen Konzepte hinausgehen. Solche Modelle betonen stärker die autoaffektive Seite des Selbst sowie dessen nicht-soziale Einbindungen. Der Begriff *postsozial* bezieht sich zudem auf die massive Ausbreitung von Objekt-Welten innerhalb des Sozialen und verweist auf Arbeits- und Freizeitumgebungen, die Beziehungen zu Objekten sowohl fördern wie fordern. Ein postsoziales Umfeld ist ein solches, in dem Objekte an die Stelle von Menschen als Interaktionspartner treten und traditionelle, über Interaktion vermittelte soziale Einbettungen ersetzen. Denkbar ist ebenso, dass zwischenmenschliche Verhältnisse über Objekte vermittelt werden und diese

¹ Aus dem Englischen übersetzt von Alexandra Hessling und Hanno Pahl.

in zunehmendem Maße auf Objekte angewiesen sind. Postsozialität impliziert darüber hinaus Verschiebungen in kollektiven Phantasien und Vorstellungen die von sozialen und politischen Themen weg und hin zu anderen Themen führen. Wir suchen unser Seelenheil heute nicht länger in der Gesellschaft, sondern anderswo: in den Bio-Wissenschaften, in den Möglichkeiten des Finanzbereichs oder im Informationswissen. Der Begriff des Lebens spielt hier eine größere Rolle als die Idee der Gesellschaft, und der Begriff des „life-enhancement“ ist wichtiger als der der „Erlösung“ von den Problemen der Welt durch gesellschaftlichen Maßnahmen.

Sozialität als historisches Phänomen: Expansion und Rückgang

Der gegenwärtige Rückzug sozialer Prinzipien und Strukturen ist nicht der erste dieser Art. Eine der großen Einschätzungen klassischen sozialwissenschaftlichen Denkens ist die Annahme, dass die Entwicklung zur modernen Gesellschaft mit der Vernichtung von Formen der Vergemeinschaftung und von sozialen Traditionen einherging. Was auf diese Zerstörung folgte und an ihren Platz trat, war allerdings kein a-soziales oder nicht-soziales Umfeld, sondern vielmehr eine Periode hoher Sozialität – gekennzeichnet durch die Etablierung des Wohlfahrtsstaates, die Genese komplexer Organisationen und Sozialstrukturen sowie einen Aufschwung der Sozialwissenschaften, der seinerseits weitere institutionelle Veränderungen stimulierte.

Die erste Expansionsphase sozialer Prinzipien zentrierte sich während des 19. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts um die Herausbildung der Sozialpolitik und des Nationalstaats. Sozialpolitik wie wir sie heute kennen entsprang dem, was Wittrock und Wagner (1996) die „Nationalisierung sozialer Verantwortung“ (ebd., 98ff.) nennen: die Formulierung sozialer Rechte neben individuellen Rechten und das Einsetzen des Staates als dem natürlichen Träger und Bereitsteller von Formen der Arbeitsregulierung, Altersversorgung, Arbeitslosenversicherung und von öffentlichen Bildungseinrichtungen. Ein zweiter Expansionsschub sozialer Prinzipien, der mit dem ersten eng verbunden ist, bestand in der Durchsetzung der Sozialwissenschaften bzw. des sozialwissenschaftlichen Denkens und der damit verbundenen sozialen Phantasie. Neue Vorstellungen über jene Mächte, die das menschliche Schicksal

bestimmen, waren eine Folge der Institutionalisierung von Sozialpolitik: Diese Mächte wurden nun zunehmend als unpersönliche, d.h. genuin soziale Mächte wahrgenommen. Anstatt eine automatische Anpassung der Individuen an sich ändernde Umweltbedingungen anzunehmen, konzentrierten sich die neuen Ideen auf vorherrschende Ungleichheiten und ihre sozialen Ursachen: Ein Beispiel hierfür wäre die Analyse sozialer Ursachen von Arbeitsunfällen (Rabinbach 1996). Die Soziologie spielte eine wesentliche Rolle bei jenem Mentalitätswandel, durch den Individuen fortan als Träger der individuellen Kosten kollektiver Strukturen ins Blickfeld gerieten. Als Mills (1959) sich für eine *sociological imagination* aussprach, versuchte er mit einem einzigen Begriff jene sozialen Kräfte zu umschreiben, die von Individuen zwar nicht reflektiert wurden, die aber gleichwohl deren Leben bestimmen und ändern konnten. Ein dritter Bereich der Expansion sozialer Prinzipien und Strukturen war das Feld sozialer Organisationen. Der Aufstieg des Nationalstaats implizierte das Anwachsen bürokratischer Institutionen. Der Anstieg industrieller Produktion brachte die Fabrik und das moderne Unternehmen mit sich, medizinische Versorgung fand ihre Verkörperung in Krankenhäusern und die Institutionalisierung der modernen Wissenschaften fand in Forschungsuniversitäten und Laboratorien statt. Industrielle, nationalstaatliche Gesellschaften sind undenkbar ohne komplexe moderne Organisationen. Komplexe Organisationen sind lokalisierte soziale Arrangements, die dem Managen von Aktivitäten im kollektiven Rahmen mit Hilfe sozialstruktureller Mittel dienen. Ein vierter Kontext der Expansion des Sozialen war der sozialer Strukturen. Die Klassendifferenzierung moderner Gesellschaften ist selbst sowohl ein Resultat der Industriellen Revolution und ihrer politischen Konsequenzen wie auch von Prozessen sozialen und politischen Messens und Kategorisierens.

Es gehört zu den Erfahrungen der Gegenwart, dass die eben beschriebene Expansion sozialer Prinzipien und sozial konstituierter Umwelten zu einem Stillstand gekommen ist. In vielen europäischen Ländern und in den USA wird der Sozialstaat mit allen seinen Ausprägungen von Sozialpolitik und kollektiver Absicherung gegen individuelle Risiken generalüberholt, manche würden sagen: abgebaut. Der Thatcherismus in Großbritannien wie der „Neoliberalismus“ im Allgemeinen können als ein teilweise erfolgreicher Versuch betrachtet werden, die im vergangenen halben Jahrhundert errungenen sozialen Rechte anzufechten (Urry 2000, 165). Sozialwissenschaftliche Erklärungen und soziales Denken

rennen, neben anderen Dingen, gegen alternative, biologische und ökonomische Erklärungsversuche menschlichen Verhaltens an und müssen in Konkurrenz zu diesen ihren Wert beweisen. Die Mobilisierung sozialer Phantasie war ein Versuch, die kollektive Basis individueller Dispositionen und Nöte zu identifizieren und Mechanismen zu entwickeln, auf diese zu reagieren. Diese kollektive Basis wird heute eher in der Ähnlichkeit der genetischen Basis von sozial unverbundenen Mitgliedern der Bevölkerung gesucht. Soziale Strukturen und soziale Beziehungen scheinen auch an Bedeutung zu verlieren. Bereits das Individuum der industrialisierten Gesellschaft wurde als *homeless mind* bezeichnet, als ein entwurzelt und verwirrtes Selbst, dessen Notlagen zur Expansion der zuvor diskutierten sozialen Prinzipien beitrug (Berger et al.). Aber bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erscheint dieses Selbst als durch traditionelle Familienstrukturen getragen und abgesichert. Was heute in soziologischen Analysen für im Verschwinden begriffen angesehen wird, sind genau diese „ursprünglichen sozialen Beziehungen“ (Lasch 1978). Wenn komplexe Organisationen sich in Netzwerke auflösen, geht einiges von der vielschichtigen strukturellen Tiefe hierarchisch organisierter sozialer Systeme verloren. So wird beispielsweise die globale Architektur von Finanzmärkten heute eher durch technologische Infrastrukturen ermöglicht als durch soziale Organisationssysteme. Globalisierung impliziert demnach keine weitere Expansion sozialer Komplexität. Im Gegenteil: Die Installation einer „Weltgesellschaft“ scheint allein durch das Zusammenwirken von Individuen und elektronisch vermittelten Interaktionsstrukturen machbar zu werden, ja wird vielleicht auf der Basis solcher Strukturen überhaupt erst plausibel. Der Begriff der Gesellschaft selbst, der auf den Nationalstaat und auf horizontale Konzepte sozialer Strukturen bezogen ist, verliert im Zeitalter der Globalisierung viel von seiner Bedeutung. Postsoziale Transformationen beinhalten ein Aushöhlen und Ausdünnen von sozialen Formen wie wir sie bisher kannten. Sie implizieren, dass sich Sozialität in allen eben beschriebenen Weisen verringert. Was Soziologen in diesem Kontext diagnostiziert haben ist ein weiterer Schub von Individualisierung (z.B. Beck 1992). Diese Interpretation konstatiert korrekt einen Anstieg subjektzentrierter Formen gegenüber kollektiven Strukturen. Aber sie ist nichtsdestotrotz einseitig insofern, als sie die gegenwärtigen Transformationen allein aus der Perspektive eines Verlusts menschlicher Beziehungen und überlieferter Formen der Sozialität betrachtet. Was postsoziale Theorie anstatt des schlichten

Szenarios einer „De-Sozialisierung“ anbietet ist eine Analyse neuer, alternativer Formen der Selbst- und Fremdbindung, eine Analyse von Veränderungen in der Struktur des Selbst, die diesen Formen entgegenkommt und eine Analyse von Formen sozialer Imagination, die Sozialität mit neuen Versprechungen und Möglichkeiten in Verbindung bringen.

*Das Soziale und das postsoziale Selbst:
Vom inneren Zensor zu Strukturen des Wünschens*

Der Phase hoher Sozialität entspricht das Modell eines sozialen Selbst, bei dem das Selbst aus einem Ich und einem „internalisierten Anderen“ besteht, wobei die letztere Komponente als Repräsentant der Gesellschaft und als innerer Zensor gedacht wurde. Bei Mead wird der innere Zensor als der „generalisierte Andere“ bezeichnet. Er ist eng gekoppelt an die intrasubjektive, konformistische Vergangenheit des Selbst und an das Selbst als Objekt, das Mead als „me“ bezeichnet. Ihm gegenüber steht das „I“, das spontane, unvorhersehbar handelnde, nichtfolgsame Selbst. Das „I“ ist in der Lage, Realität kognitiv zu kreieren und vom „me“ sowie von den Normen der Gesellschaft durch die Re-Definition von Situationen zu entfliehen. Das „me“ und der „generalisierte Andere“ sind vergleichbar mit dem „you“ bei Peirce. Peirce begriff das „you“ als ein kritisches Selbst, das die Gesellschaft repräsentiert und an das alles Denken adressiert war. Diese Begrifflichkeiten ähneln auch dem Freudschen Konzept des „Über-Ich“, dem regulativen Prinzip in einer internen Dynamik von Moralität und Abweichung. In der Meadschen Theorie geht das Selbst aus einer solchen Dynamik hervor. Es entsteht im Kontext der Rollenübernahme durch das Übernehmen der Perspektive des Anderen, zunächst inter-personal im Kontakt mit einer engen Bezugsperson, dann intra-personal.

Dieses „I-you-me“-System des sozialen Selbst und seine entwickelte Version (Wiley 1994, 34ff., 44ff.) kann konfrontiert werden mit einem zweiten Modell, in dem das Selbst nicht als ein Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft verstanden wird, sondern als eine Struktur von Wünschen im Verhältnis zu einem kontinuierlich erzeugten Mangel. Dieses Modell des Selbst lässt sich unter anderem von Lacan herleiten (Wiley 1994, 33). Ebenso wie Freud stellt auch Lacan die Frage nach den Triebkräften des Subjekts. Aber anders als Freud leitet er dessen An-

triebskräfte nicht aus einem instinkthaften Impuls ab, dessen ultimatives Ziel in einer Reduktion körperlicher Spannungen besteht, sondern stattdessen aus dem Spiegelstadium in der frühkindlichen Entwicklung. In dieser Phase wird das Kind durch die Ganzheitlichkeit seines Bildes im Spiegel beeindruckt, während es gleichzeitig realisiert, dass es in seiner täglichen Erfahrung ein Bündel von Inkapazitäten darstellt. Das Wünschen wird aus der Sehnsucht gegenüber dem perfekten Spiegelbild oder den spiegelnden Projektionen der Eltern geboren; der Mangel ist permanent, denn es wird immer eine Distanz zwischen der subjektiven Erfahrung von etwas, das wir nicht sind und nicht können, geben, und dem Gaukelbild im Spiegel, oder dem anscheinenden „Ganzsein“ der Perfektheit von Anderen (Alford 1991, 36ff). Beide Konzeptionen mögen insofern als ähnlich erscheinen, als dass beide die Diskrepanz zwischen dem „I“ und einem Modell betonen, aber dennoch sind sie durchaus verschieden. Aus der Idee des Selbst als durch einen inneren Zensor hervorgerufen resultiert ein Ego, das Schuldgefühlen unterworfen ist, Rebellion erfährt und versucht, sozialen Erwartungen zu entsprechen. Im Gegensatz dazu führt das Modell vom Selbst als permanente Wiederholung von Mangel zum Streben, den Mangel zu eliminieren. Das erste Modell resultiert in Handlungen, die versuchen, Handlungen an internalisierte Normen anzupassen. Oder es führt zu abweichendem Verhalten, das Grenzen übertritt die dem Handelnden bewusst sind. Das zweite Modell bezieht sich auf Handlungen die durch die Unüberwindbarkeit des Mangels angespornt sind, oder durch neue Bedürfnisse, die simultan mit der partiellen Erfüllung älterer Bedürfnisse entstehen. Im ersten Modell wird der freie Fall der Handelnden aus der Gesellschaft dadurch kontinuierlich gestoppt, dass sich die Handelnden selbst immer wieder an sozialen Normen und Traditionen orientieren(oder von anderen dazu gebracht werden) und somit in die ontologische Sicherheit der Gesellschaft zurückkehren. Im zweiten Fall gibt es keine ontologische Sicherheit spendende Gesellschaft mehr. Das „You“ ist das idealisierte Selbst im Spiegel oder der perfekte Andere. Der Handelnde erscheint von Schuldkomplexen befreit. Aber er oder sie ist wie ein Vagabund, auf ständiger Suche nach Wunschobjekten und diese wieder demontierend, sobald er oder sie sich neuen Zielen zuwendet.

Dieser Nexus von Wünschen ist autoaffektiv und selbstverstärkend. Als eine Struktur des Begehrens und Wünschens wird das Selbst durch kontinuierlich erneuerte und neu entdeckte Mängel erweitert, die seine

Motivation und sein Gefühlsleben stetig erneuern. Das Meadsche „I-you-me“-System negiert diese autoaffektive Seite des Selbst, die nicht dessen Selbstliebe ist, sondern seine Bereitschaft, sich in den Zirkel kontinuierlich erneuerter Wünsche binden zu lassen. Was wir vom Lacan'schen Spiegelstadium übernehmen können ist die Idee eines Selbst, das empfänglich für solche autoaffektiven Ketten ist. Man muss das Spiegelstadium als eine Beschreibung dessen, was passiert, wenn ein Kind sich erstmals im Spiegel erkennt, nicht unbedingt als korrekt ansehen. In der gegenwärtigen Gesellschaft manifestiert sich der Spiegel in einer Medien-, Image- und Wissenskultur. Er ist nicht länger entweder ein physikalischer Spiegel oder die Aktivität der primären Bezugsperson. Stattdessen wird die Widerspiegelungsfunktion durch Medien und professionelle Image-Industrien erfüllt, die Bilder projizieren und Ganzheit inszenieren. Der Spiegel ist auch in den „Tempeln des Konsums“ gegenwärtig, die bezaubernde Versionen möglicher Formen des Selbst anbieten – dies hat bereits Ritzer (1999, 8ff.) anhand von Einkaufszentren und anderen Orten des Konsums analysiert.

In einer Medien-, Image- und Wissenskultur, die kontinuierlich eine Dynamik von Mängeln und Wünschen reproduziert und reaktiviert, könnte das reflexive Selbst des Spiegelstadiums die gegenwärtige Form des Selbst besser beschreiben als das „I-you-me“-System. In diesem Sinne ist die gegenwärtige Medien-, Image- und Wissenskultur auch eine postsoziale Kultur, die postsoziale Formen des Selbst stimuliert und verstärkt. Die Übereinstimmung von Mangel/Wunsch-Zuständen und gegenwärtigen Lebensstilen resultiert auch daraus, dass wir uns nicht länger auf die normative Führung und starken Kontrollstrukturen stützen können, die für die Genese eines inneren Zensors und für Dynamiken von Schuld und Rebellion notwendig wären. Die Liberalisierung von Partnerschafts- und Familienbeziehungen – die unter anderem von Lasch (1978) und Beck (1992) beschrieben wurden – die Enttraditionalisierung der Erziehung und die Individualisierung von Entscheidungen verhindern zusammen die Herausbildung einer starken „I-you-me“-Dynamik, die auf der Internalisierung eines Zensors basiert. Mead, Freud und andere, die zum „I-you-me“-Modell beigetragen haben, produzierten nicht nur eine abstrakte Theorie des Selbst. Ihre Konzeptionen spiegelten gesellschaftliche Erfahrungen wider, also bestimmte Muster von Bindung und Sozialisation, die in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht länger dominieren.

Bindungsarbeit und die Bindung des Selbst und des Anderen

Wenn die Medien- und Imagekultur postsoziale Tendenzen verstärkt, kann ähnliches für die Wissenskultur vermutet werden. Das Selbst, das in einer Wunsch/Mangel-Dynamik gefangen ist, kann Objekte des Begehrens in wissensbasierten Umwelten finden und sich an diese binden. Dies erweitert die Fragstellungen postsozialer Entwicklungen in Richtung auf Arbeitskontexte und setzt das Thema nicht-menschlicher Objekte auf die Agenda.

Charakteristisch für die Wissensgesellschaft ist professionelle Arbeit, die nicht länger mit dem Marx'schen Begriff der entfremdeten Arbeit beschrieben werden kann. Industrielle („instrumentelle“, „entfremdete“) Arbeit kann im Sinne einer Funktionalität verstanden werden, bei der die Handlungen der Arbeitenden zum integralen Bestandteil eines Maschinensystems werden. Diese Form von Arbeit kann aufgrund ihrer zentralen Charakteristika (Mangel an Einzigartigkeit, Austauschbarkeit, Messbarkeit, Trennung von Mitteln und Zwecken) als abstrakt und vom Resultat der Arbeit entfremdet betrachtet werden (Berger et al. 1974, 24, 39). Die Logik des industriellen Produktionsprozesses beeinflusst auch die sozialen Verhältnisse und in spezifischer Weise Identität, die als getrennt von anderen und anonymisiert betrachtet werden kann. Allerdings sind in den heutigen westlichen Gesellschaften nur noch weniger als 20 Prozent der arbeitenden Bevölkerung im Produktionssektor beschäftigt. Ein zunehmender Prozentsatz der Bevölkerung arbeitet in wissensbasierten Industrien und Dienstleistungen, z.B. „Image-Industrien“ sowie Wissenschaft und Bildung. Diese Dienstleistungen sind eher durch ein Komplexer-Werden des Arbeitsprozesses gekennzeichnet, als durch Vereinfachung und Rationalisierung: Hochentwickelte und anspruchsvolle Instrumente ersetzen hier einfache Maschinen, die Leistungskriterien beziehen sich nicht so sehr auf Geschwindigkeit, Quantität und große Mengen, sondern auf Qualität, Innovation und personenbezogene Dienstleistungen. Es existieren weniger explizite Regeln als die Forderung nach eigenständigem Handeln sowie eine nach Informationsverarbeitungskapazität und der Erweiterung von Wissen (Hage/Powers 1992, 50ff.). Die Objekte dieser Tätigkeit sind nicht allein Ziel und Output von Arbeitsaktivitäten, sondern zugleich Dinge, mit denen die Handelnde eine Beziehung eingehen. Sie stellen relationale Ansprüche und bieten relationale Möglichkeiten für diejenigen, die mit ihnen zu tun haben. Als Objekte

von Innovation und Forschung sind sie charakteristischerweise offen, Fragen generierend und komplex. Es handelt sich eher um Prozesse und Projektionen als um endgültige und fertige Dinge (Rheinberger 1992). Beobachtung und Analyse enthüllt solche Dinge, indem sie ihre Komplexität erhöht anstatt sie zu reduzieren. In diesem Sinne sind solche Objekte das genaue Gegenteil von Werkzeugen wie Hämmern und Bohrern, die man eher mit einer „black box“ vergleichen kann. Objekte wissensbasierter Arbeit erinnern hingegen eher an offene Schubladen mit einem ins Unendliche weisenden System von Ordnen und Unterordnen. Da Wissensobjekte sich immer im Prozess materialer Definition befinden, erhalten sie ständig neue Eigenschaften und wechseln diejenigen, die sie haben. Dies bedeutet jedoch auch, dass Wissensobjekte nie völlig erreichbar sind, dass sie, wenn man so will, nie sie selbst sind. Was wir im Arbeitsprozess antreffen, sind Repräsentationen oder Substitute, die einen grundsätzlicheren Objektmangel verdecken.

Der offene, sich entwickelnde Charakter solcher Objekte entspricht in einzigartiger Weise den „Strukturen des Wünschens“, durch die das post-soziale Selbst charakterisiert werden kann: Diese Objekte sorgen durch die Zeichen, die sie abgeben, und die ihre Mangel und Erzeugungsbedürftigkeit präsentieren, für die stetige Kontinuität einer Kette von weiteren Wünschen, das Objekt zu komplementieren. Objekt-Beziehungen solcher Art implizieren ein großes Maß von Reziprozität, Perspektivenübernahme und manchmal sogar Solidarität (verdeutlicht in Knorr Cetina 1997) zwischen menschlichen Subjekten und nichtmenschlichen Objekten. Entsprechende Objekt-Beziehungen gibt es natürlich auch in der klassischen Industriearbeit, sie sind aber ein strukturelles Erfordernis und eine Quelle von Innovation bei wissensbasierten Arbeiten. Es fällt schwer, sich einen erfolgreichen Wissenschaftler oder High-Tech-Spezialisten vorzustellen, der nicht in einer solchen Weise mit seinen Arbeitsobjekten verbunden ist. Wenn entsprechende Arbeitsumgebungen sich ausbreiten und auch auf das häusliche Leben übergreifen, könnten Objekt-Beziehungen menschliche Beziehungen in verstärktem Umfang vermitteln oder ersetzen. Objekte könnten auch die Risikogewinner der zunehmenden Krisen menschlicher Beziehungen werden. Empirische Studien legen nahe, dass für Beschäftigte in Wissensindustrien Arbeit keine negative Erfahrung darstellt, sondern im Gegenteil der Arbeitsplatz der Ort ist, an dem sie sich emotional mehr zuhause fühlen, als in ihrem häuslichen Leben (Hochschild 1997). Objektbeziehungen haben sich in

die Domänen des Konsums ausgebreitet, ein Bereich, der uns wieder zurück zu den Arbeiten der Medien- und Image-Industrien bringt, der auch hinsichtlich der dort involvierten Objekte betrachtet werden kann. Viele technische Objekte, die man kauft, um sie zu benutzen, stellen ebenfalls relationale Ansprüche, offerieren Anknüpfungspunkte für Bedürfnisse und zeigen somit ähnliche Qualitäten wie diejenigen in wissensbasierten Arbeitsumgebungen. Zahlreiche Konsumobjekte haben eine duale Struktur in dem Sinne, dass sie zugleich nutzbare Produkte sind, daneben aber auch Objekte weiterer Forschung und technologischer Entwicklung (Autos, Computer), künstlerischem Designs (Mode, Werbung) oder von Analyse (Finanzmärkte). Diese duale Struktur wiederholt sich, wenn ein Instrument wie ein Computer einerseits dem sofortigen Gebrauch dient, andererseits für Nutzer ein Entdeckungsprogramm darstellt, das ein relationales Engagement des Subjekts mit dem Objekt impliziert. Darüber hinaus wird ein Subjekt, das ein innerliches Verhältnis mit einem Konsumobjekt wie einem Auto, einem Computer oder einem modischen Outfit entwickelt hat, durch die permanente Fortentwicklung von Objekten zur Ausbildung weiterer Bedürfnisse verlockt. In diesem Sinne demonstriert der Konsumbereich, wie Objekte nicht allein die Bedürfnisse einer Person ansprechen, sondern zugleich eine kontinuierliche Erneuerung des Wünschens hervorbringen.

Objektbeziehungen tendieren dazu, mehr als eine bloß formale Entsprechung zwischen einem Selbst als einer Kette von Wünschen und dem veränderbaren Charakter postindustrieller Objekte zu enthalten. Sie werden angereichert durch eine semiotische Dimension (ein Objekt signalisiert was ihm noch fehlt und ein Subjekt interpretiert diese Signale), durch Rollenübernahme (Subjekte nehmen die Position der Objekte ein), durch Überkreuzungen (Objekte besetzen das Bewusstsein eines Subjekts) und durch „flow experience“ (Csikszentmihalyi 1996). All diese Dimensionen spezifizieren Objektbeziehungen. Die unterschiedlichen relationalen Bestandteile kennzeichnen eine Interspezieskommunikation zwischen einem Subjekt, das eine Sache tut und einem Objekt, das mit etwas anderem erwidert.. Postsoziale Bindungen sind, verglichen mit menschlichen Bindungen, eine Form von liminaler Sozialität.

Die Kultur des Lebens und der Aufstieg lebenszentrierter Vorstellungen

Die oben gedeuteten Objektbeziehungen verweisen von einem menschenzentrierten Bild der Gesellschaft weg und zurück zur Natur und zur materiellen Welt. Auf der Seite des Subjekts verweisen sie nicht nur auf ein temporalisiertes Selbst, das seinen Wünschen in der Objekt-Welt nachgeht, sondern ebenfalls darauf, dass dieses Selbst materiellen Objekten und der Natur näher steht, als dem Menschenkonzept der Aufklärung, das bislang für die Soziologie ein Leitbild darstellte. So wie Annahmen über Rationalität durch Forschungen über die kognitiven Fähigkeiten des Menschen abgelöst werden, verliert der homo sapiens an IQ und gewinnt Emotionen, Affekte und körperliche Dimensionen (Elster 1998). Er oder sie gewinnt zusätzlich an Offenheit und Wandlungsfähigkeit – durch technologische, biologische, genetische und chirurgische ebenso wie durch psychologische Eingriffe und „Verbesserungen“. So wie „Objekte“ im Wissens- und Medienzeitalter nicht mehr als feste materielle Dinge definiert werden können, so stimmt auch die Bezeichnung „Subjekt“ nicht mehr mit den klassischen Konzepten überein, die auf Vernunft, Intentionen, Handlungen und evtl. innere Konflikte abstellten. Das postsoziale Subjekt ist auch ein posthumanistisches Subjekt. Es ist Teil einer Kultur des Lebens, d.h. einer Kultur, die fokussiert ist auf materielle, technologische und informationelle Prozesse.

Mit der Aufklärung und der Ausbreitung sozialer Phantasie war die Hoffnung auf eine Perfektion menschlicher Gesellschaften im Sinne von Gleichheit, Frieden, Gerechtigkeit und Wohlfahrt verbunden, die in der Marxistischen Vision einer sozialistischen Revolution festgehalten ist. Diese Hoffnungen sind mit dem Zusammenbruch des Marxismus verschwunden; aber das Versprechen sozialen Heils hat sich mittlerweile auf andere Bereiche verlagert, von denen Heilserwartungen inspiriert werden. Was heute denkbar geworden ist, ist die Vervollkommnung des Lebens: durch „life enhancement“ auf individueller Ebene, aber auch durch eine auf ganze Bevölkerungen bezogene Biopolitik, durch den Schutz und die reflexive Manipulation der Natur, durch die Idee intergenerationaler Gerechtigkeit (anstelle von Verteilungsgerechtigkeit). Der Begriff des Lebens kann als eine Metapher und ein verankerndes Konzept für eine kulturelle Wende dienen: Von einer Kultur des Sozialen zu einer naturzentrierten Kultur. „Leben“ überbrückt Trennungen zwischen dem Natürlichen, dem Menschlichen und den Informationswissenschaft-

ten und steht für eine Serie von phänomenologischen, biologischen, ökonomischen und anderen Prozessen. In den Sozialwissenschaften wird lebenszentriertes Denken durch die Untersuchung von Selbstrealisierung und Selbstinszenierung in einer „ICH“ bezogenen Kultur illustriert. Das Objekt und Bezugssystem ist mehr und mehr das Subjekt und weniger die Gesellschaft. Theorien der Identität und von Identitätspolitik, über das Selbst und über Subjektivität stellen Beispiele für solche Trends dar, ebenso wie jene Ideen, die in den zahlreichen, psychologischen Ratgebern vermittelt werden, und die Fragen der psychisch-emotionalen Bereicherung des Lebens diskutieren. Hoffnungen und Versprechungen in Bezug auf das individuelle Leben kommen auch aus der Finanzsphäre, wo – unterstützt durch die Profession der Finanzanalysten – exzessive Vorstellungen in finanzielle Szenarien als Möglichkeiten, das eigene Leben zu bereichern, investiert werden. Dies wird unterstützt durch institutionelle Veränderungen des Pensionssystems, deren Struktur sich von solidarischen Prinzipien, in denen das Einkommen der arbeitenden Bevölkerung zugunsten der Rentempfänger umverteilt wird, hin zu individuellen Leitbildern, in denen der Einzelne eigenvorsorglich handelt, entwickelt hatten. Eine massive Quelle des lebenszentrierten Denkens sind die *Life Sciences* selbst. Sie produzieren einen Strom von Forschungen, der Vorstellungen über die genetische, biologische und technische „Verbesserung“ individuellen Lebens inspiriert. Beispiele sind die Präimplantationsdiagnostik und das Screening, *germ-line-engineering* (genetische Veränderungen, die an die Nachkommenschaft weitergegeben werden können), Psychopharmaka, die das Selbstgefühl verbessern, biotechnologische Mittel, die die Lebensspanne erweitern und das Klonen von Menschen. Sie suggerieren eine Vervollkommenbarkeit individuellen Lebens, aber sie implizieren gleichzeitig eine Bevölkerung, die nicht primär durch soziale Bindungen integriert wird. Auf einer mehr begrifflichen und theoretischen Ebene kann die Rückkehr zu naturalistischen Theorien des Rechts und der Gerechtigkeit mit lebenszentrierten Ideen in Verbindung gebracht werden (Fukuyama 2002). Hier liegen auch Verbindungen zu Heideggers Bestimmung der menschlichen Existenz als einem *Sein zum Tode* sowie zu vitalistischen Konzepten (Lash 2003), die auf Bergson und Tarde Bezug nehmen, vor. Das begehrende, temporalisierte Selbst und seine prozessierenden, sich stets verändernden Objekte decken Dimensionen dieser Vitalität ab. Ein relevanter theoretischer Begriff ist hier der des *flows*. Obgleich er von verschiedenen Auto-

ren in unterschiedlicher Weise bestimmt wird und Konzepte umfasst, die flow als einen Bewusstseinszustand begreifen, und andere, die den Begriff aus einer informationellen Perspektive verstehen: gemeinsam ist den Konzepten die Betonung von Dynamik und einer Zeitstruktur, die auf das Lebenskonzept verweist.

Liminale Sozialität

Neomarxistischen Denkern zufolge eignen sich post-fordistische, wissensbasierte Systeme eher das Leben der Arbeitnehmer an als deren Arbeit, denn die Arbeitsformen lassen sich nur schwer von Freizeit unterscheiden und hängen eng mit der individuellen Lebenszeit zusammen. Die „Life-Enhancement“-Literatur sowie die bioethischen Kontroversen über das Recht von genetischen und technischen Anreicherungen des Erbgutes legen es nahe, an Individuen und Bevölkerungen zu denken, die selbst maßgeblich mit der Aneignung ihres Lebens und des Lebens ihrer Nachkommen beschäftigt sind. Konflikte über die „Aneignung des Lebens“ (Lash 2003) anstelle von solchen über die Aneignung von Mehrwert – zwischen ökonomisch Handelnden, Individuen und dem Staat sowie nichtmenschlichen Objekten (wie etwa Viren) – könnten eine postsoziale Umwelt definieren. Allerdings sind die Konfliktlinien dabei nicht traditioneller Art. Beispielsweise verfolgen viele der oben genannten Individuen ihre Bedürfnisse und Wünsche in Einklang mit anstatt in Opposition zu ihren organisationalen bzw. unternehmerischen Umwelten. In wissensintensiven Bereichen ist die neue Konstellation eine von Wissensarbeitern, die durch Objekt-Beziehungen geprägt sind. Diese Konstellation findet in Wissensgemeinschaften, die sich um Objektwelten herum konstituieren, zusätzlichen Halt. In anderen Bereichen wie Extremsportarten oder dem high-speed trading verfolgen Individuen Objektrelationen. Zwischenmenschliche Beziehungen könnten diesen hintangestellt werden. Und auch der Sozialstaat mit seinen Zielen von sozialer Solidarität und Umverteilung operiert in einer Logik, die orthogonal zur Logik dieser neuen Kultur des Lebens steht. Er ist ausgerichtet auf horizontale Klassen anstatt auf intra- und intergeneracionales Leben. Er ist skeptisch gegenüber einigen der heute durchführbaren biologischen u.a. Lebensveränderungen, und er ist auf die Bereitstellung von Dienstleistungen fokussiert, die aus der Perspektive gegebener technologischer und

informationaler Möglichkeiten vielfach als defizitär erscheinen. Postsoziale Systeme beinhalten Sozialität, aber in einer rekonfigurierten, spezialisierten, stärker vermittelten und limitierten Weise. Postsoziale Verhältnisse sind menschliche Verhältnisse, die durch Objektbeziehungen vermittelt werden und sich nur mit Bezug auf diese formieren können. In einem postsozialen System könnten Informationsstrukturen vorangegangene Formen sozialer Koordination ersetzen, wie es in internationalen Finanzmärkten der Fall ist, wo hochentwickelte Hardware- und Softwaresysteme anstelle sozialer Netzwerke treten und erweiterte und intensivierte globale Handelstätigkeit ermöglichen. Postsozial kann eine Ebene von Intersubjektivität sein, die nicht länger auf *face-to-face*-Interaktion basiert, sondern vielleicht über Zeitvariableln konstruiert wird und durch die simultane Beobachtung eines gemeinsamen, elektronisch vermittelten Inhalts gekennzeichnet sind. Postsoziale Systeme können im Kontext des Internets entstehen, für das die Charakteristiken, die menschliche Beziehungen traditionell bestimmt haben (etwa Gefühle von Verpflichtung und Vertrauen), nicht länger konstitutiv und vielleicht irrelevant sind. Diese postsozialen Formen sind nicht reich an Sozialität im alten Sinn, aber sie können in anderer Hinsicht reich sein, und die soziologische Herausforderung besteht dann darin, diese neuen Konstellationen sowohl theoretisch als auch empirisch zu analysieren.

Literatur

- Alford, F. C. (1991): *The Self in Social Theory: A Psychoanalytic Account of its Construction in Plato, Hobbes, Locke, Rawls, and Rousseau*, New Haven
- Beck, U. (1992): *Risk Society: Towards a New Modernity*, London
- Berger, P. L., Berger, B., Kellner, H. (1974): *The Homeless Mind: Modernization and Consciousness*, New York
- Csikszentmihalyi, M. (1996): *Flow: The Psychology of Optimal Experience*, New York
- Elster, J. (1998): *Emotions and Economic Theory*, in: *Journal of Economic Literature* 36, S. 47-74
- Fukuyama, F. (2002): *Our Posthuman Future: Consequences of the Biotechnology Revolution*, New York
- Hage, J., Powers, C. H. (1992): *Post-Industrial Lives: Roles and Relationships in the 21st Century*, Newbury Park

- Hochschild, A. R. (1997): *The Time Bind: When Work Becomes Home and Home Becomes Work*, New York
- Knorr Cetina, K. (1997): *Sociality with Objects. Social Relations in Postsocial Knowledge Societies*, in: *Theory, Culture and Society* 14, S. 1-30
- Lasch, C. (1978): *The Culture of Narcissism: American Life in an Age of Diminishing Expectations*, New York
- Lash, S. (2003): *Empire and Vitalism*, Presented at the annual meeting of the Eastern Sociological Society, Philadelphia
- Mills, C. W. (1959): *The Sociological Imagination*, New York
- Rabinbach, A. (1996): *Social Knowledge, Social Risk, and the Politics of Industrial Accidents in Germany and France*, in: Rueschemeyer D., Skocpol, T. (Hrsg.), *States, Social Knowledge, and the Origins of Modern Social Policies*, Princeton, S. 48-89
- Rheinberger, H.-J. (1992): *Experiment, Difference, and Writing: I. Tracing Protein Synthesis*, *Studies in History and Philosophy of Science* 23, S. 305-31
- Ritzer, G. (1999): *Enchanting a Disenchanted World: Revolutionizing the Means of Consumption*, Thousand Oaks
- Urry, J. (2000): *Sociology beyond Societies: Mobilities for the Twenty-First Century*, London
- Wiley, N. (1994): *The Semiotic Self*, Chicago
- Wittrock, B., Wagner, P. (1996): *Social Science and the Building of the Early Welfare State: Toward a Comparison of Statist and Non-Statist Western Societies*, in: Rueschemeyer D., Skocpol, T. (Hrsg.), *States, Social Knowledge, and the Origins of Modern Social Policies*, Princeton, S. 90-116